

EINLEITUNG

„The Englishman of to-day nags us and dislikes us [...] He still thinks of us incorrigibly as ‚colonials‘. America – is still, as a writer recently expressed it, ‚culturally speaking a self-governing dominion of the British Empire‘.“¹ So klagte der bekannte amerikanische Sozialkritiker Randolph Bourne im Jahr 1916. Ähnliche Gedanken äußerte kurz nach dem Ersten Weltkrieg der liberale Publizist Waldo Frank, als er über die Beziehungen der jungen Generation zum englischen Mutterland nachdachte: „The young American has little in common, psychologically, with Great Britain. The Colonial classes are the exploiting classes. English culture is an apt means to the suppression of a nascent, non-Anglo-Saxon culture of our own.“² Der New Yorker Literaturprofessor J.E. Spingarn verwendete im selben Jahr ebenfalls den Kolonialismus-Begriff. Er sprach von „Anglo-Saxon ‚Colonialism““ und sah im „Colonial Spirit“ einen der Gründe für die Probleme (*trouble*) der USA.³ Die Suche nach den Spuren einer bodenständigen Zivilisation (*indigenous civilization*) erfolge, so der amerikanische Dichter und Publizist John Peale Bishop 1925, vor allem aus der Einsicht heraus, dass die Amerikaner bislang noch über kein „vollständiges Selbstbewusstsein als eine Nation“ verfügten, jedoch – so ergänzte er – seien sie auf dem Weg dorthin. „[W]e certainly in the last ten years become more alive to our own qualities and more anxious for their accurate definition – a state of mind – which does not in the least preclude a certain pride in whatever stands the test of being indubitably our own.“⁴

Solche und ähnlich lautende Äußerungen über die Beziehungen zum ehemaligen britischen Mutterland und über noch unzureichendes, jedoch anwachsendes Selbstbewusstsein der Amerikaner stammen allesamt aus dem frühen 20. Jahrhundert und markieren den Inhalt der vorliegenden Studie. Sie deuten auf kulturelle Unsicherheiten hin, die auf den ersten Blick nicht so recht zur weit verbreiteten Vorstellung passen wollen, wonach das 20. Jahrhundert ein amerikanisches Jahrhundert werden sollte.⁵ Übersehen wird bei dieser Kennzeichnung oft, dass die „Amerikanisierung“ des 20. Jahrhunderts ein schwieriger und diskursreicher Prozess war, der vor allem das frühe

1 Bourne, *Trans-National America*, 111 (hrsg. von Resek). Ähnlich auch Stearns, *Civilization*, VII.

2 Frank, *Our America*, 163, ähnlich auch 159 (Fn).

3 Spingarn, *Scholarship*, 97, 105. Weitere Quellenbelege enthält vor allem Kapitel 2.4.

4 John Peale Bishop, „America Becomes ‚Past‘ Conscious“, in: *Vanity Fair* (Februar 1925), Kurzform in: *The Reader's Digest* (März 1925), 667–668.

5 Begonnen hat diese Kennzeichnung mit einer entsprechenden Aussage des Historikers und Senators Albert J. Beveridge im Jahr 1901.

20. Jahrhundert prägte und damals sogar postkoloniale Schleifspuren aufwies.

In der gesellschaftlichen, ökonomischen und weltpolitischen Umbruchzeit des frühen 20. Jahrhunderts intensivierte sich in den USA der Wunsch nach allseitiger Anerkennung kultureller Gleichwertigkeit mit Europa. Viele Europabilder standen unter dem Vorzeichen eines solchen, in den USA weit verbreiteten kulturellen Nationalismus.⁶ Die Studie untersucht an Hand meiningbildender Zeitschriften des frühen 20. Jahrhunderts das kulturnationalistische Bestreben amerikanischer Publizisten, Künstler und Schriftsteller, die USA von europäischen Einflussnahmen und postkolonialen Befindlichkeiten zu befreien. Dieser kulturelle Nationalismus fällt nicht zufällig in eine Phase, in der die Suche nach nationaler (weißer) Identität auch zu einer intensivierten Amerikanisierungspolitik gegenüber Menschen, Zeiten und Räumen führte.⁷ Ein solcher Amerikanismus⁸ war mit Kategorisierungen und Hierarchisierungen der europäischen ImmigrantInnen sowie mit Exklusionen „nicht-weißer“ Menschen verbunden, vor allem wenn die Abgrenzungen zu Rassismus, Eugenik und Nativismus überschritten wurden und Alternativvorstellungen der „Anderen“ im Lande in den Diskursen über nationale Identität keinen ausreichenden Widerhall fanden. Der europäische Antiamerikanismus der 1920er Jahre bot amerikanischen, häufig transatlantisch eingestellten Publizisten mannigfache Gelegenheiten, die Andersartigkeit Europas und die Differenz der USA zum Alten Kontinent herauszustellen sowie gleichzeitig die transatlantischen Kommunikations- und Übersetzungsprozesse zu intensivieren und zukunftssträchtige transatlantische Verknüpfungspotenziale zu sondieren.

6 Der Begriff „kultureller Nationalismus“ (*cultural nationalism*) ist in zeitgenössischen Quellen und in der Sekundärliteratur zu finden. Damit ist ein Nationalismus gemeint, der auf die Schaffung einer möglichst genuinen amerikanischen Kunst und Kultur ausgerichtet war. Hierzu siehe vor allem das sechste Kapitel.

7 Der Begriff „Amerikanisierung“ wird als Konstrukt gesehen und in der vorliegenden Studie für Prozesse unterschiedlicher Art verwendet. Gemeint sind damit vor allem Vorgänge, die zum Ziel hatten, sowohl Gesellschaftsbereiche als auch Denk- und Verhaltensweisen von Individuen und Gruppen des eigenen Landes und anderer Nationen so zu verändern, dass diese in Selbst- und Fremdwahrnehmungen als (typisch) amerikanisch erschienen.

8 Der zeitgenössische Begriff „Amerikanismus“ (*Americanism*) ist stets vage geblieben. Er umfasst Amerikanisierungsprozesse im Inneren des Landes sowie Eigenschaften, die sich mit dem *American way of life* assoziieren lassen (*Americanness*). In einem Zirkelschluss ging es hauptsächlich um die bewusste Stärkung von Werten, Verhaltensweisen und Traditionen, die in der Öffentlichkeit bereits als typisch amerikanisch galten. Vgl. Gassert, Amerikanismus.

1 UMBRÜCHE

Außer Frage steht, dass der Durchbruch der kulturellen Moderne, der mit einer seit den 1880/90er Jahren einsetzenden ökonomischen und sozialen Modernisierung der amerikanischen Gesellschaft verknüpft war⁹, einen großen Wandlungsprozess markiert. Der Erste Weltkrieg demontierte zusätzlich die herkömmlichen Erfahrungswelten der Menschen, und viele US-Bürger und -Bürgerinnen wurden sich bewusst, dass die USA von tiefgreifenden Umbrüchen gekennzeichnet waren.

Der von zahlreichen Publizisten als notwendig erachteten Suche nach situationsadäquaten Reaktionen auf die Umbrüche im Innern des Landes und im Verhältnis zu anderen Nationen wollte der republikanische Präsident Warren G. Harding (1921–1923) bei seinem Wahlkampf von 1920 entgegenreten, indem er diese mit dem bekannt gewordenen Slogan *Back to normalcy* „überschrieb“. Doch die Nachkriegsgesellschaft erwies sich als zu aufgewühlt, um gleich nach dem Krieg zu einem Status der Normalität zurückzukehren. Unruhen, Streiks, Wirtschaftskrise und unzählige neu ins Land gekommene Einwanderer standen dem im Wege. Und außerdem, wohin sollte zurückgekehrt werden? Etwa zur Vorkriegsära? Diese so genannte *Progressive Era*¹⁰ war bekanntlich von einer außergewöhnlichen Aufbruchsstimmung und einem überdurchschnittlichen Reformeifer gekennzeichnet. Nicht mehr Individualismus und Laissez-Faire standen um die Jahrhundertwende im Zentrum liberalen Denkens¹¹, sondern ein Fortschrittsoptimismus, der auf die Lösung gesellschaftlicher Probleme durch soziales, verantwortungsvolles Handeln der Individuen ausgerichtet war, wobei dem Zentralstaat eine aktive Rolle zugeschrieben und der Vertrustung der Wirtschaft der Kampf angesagt wurde.

Die zwanziger Jahre standen im Unterschied zur Vorkriegs-Reformperiode hingegen unter einem anderen Stern. Nachdem Streiks und Unruhen durch stark repressive Maßnahmen eingedämmt worden waren und die Wirtschaftskrise von 1920/21 überwunden werden konnte, setzte eine ökonomische Prosperitätswelle ein. Der allein betriebsbezogene *Welfare*-Kapitalismus der Großkonzerne, der an die Stelle der staatsbezogenen Reformansätze der *Progressive Era* trat, verstärkte die Macht der Unternehmen. Die vor und vor allem während des Ersten Weltkriegs aufgebaute Zentralbürokratie wurde zurückgeschnitten. Hingegen setzten die republikanischen Regierungen unter

9 Im Folgenden wird von der Entwicklung multipler Modernen (Eisenstadt, *Multiple Modernities*) ausgegangen, die auch die westlichen Gesellschaften voneinander unterscheiden. Vgl. u. a. Mauch/Patel, *Wettlauf*, 17.

10 Im Text wird „progressiv“ in Anführungszeichen gesetzt, soweit damit auf die Spezifika dieser Phase und die damaligen Akteure Bezug genommen wird. Einführend u. a. Jaeger, *Amerikanischer Liberalismus*.

11 Die *Progressives* bezeichneten sich selbst als liberal, die Laissez faire-Liberalen als konservativ. Noble, *Conservatism*, 179.

Hardings Nachfolger, den Präsidenten Calvin Coolidge (1923–1929) und Herbert Hoover (1929–1933) auf den während des Krieges begonnenen Ausbau von Kooperationsstrukturen zwischen Staat und Ökonomie, ferner auf die Unterstützung der Weiterentwicklung wirtschaftlicher Selbstorganisationen und schließlich auf Ansätze, die die Zukunftsfähigkeit gesamtwirtschaftlicher Planung avisierten. Der so genannte korporative Kapitalismus (*corporative capitalism*) schürte unter Linksliberalen schließlich sogar Hoffnungen, dass sich die korporative Seite einst zum Kollektiven hin weiterentwickeln werde und sich der Kapitalismus auf diese Weise transformieren ließe.¹²

Der Bedeutung der Außenwirtschaft kam zugute, dass der Republikaner Warren G. Harding, der im Präsidentenamt dem 1919 verstorbenen demokratischen Präsidenten Woodrow Wilson gefolgt war, dessen Bestreben versanden ließ, wonach die USA in einen vertraglich gebundenen Internationalismus integriert werden sollten. Stattdessen favorisierten er und seine republikanischen Nachfolger Coolidge und Hoover aus einer Position der Stärke heraus eine global angelegte *open door*-Politik, einen selektiven Unilateralismus sowie einen unabhängigen und größtenteils informellen Internationalismus, bei dem nicht nur die Übertragung amerikanische Werte, sondern auch die so genannte Dollar-Diplomatie¹³ eine maßgebliche Rolle spielten. Der Finanzsektor war längst mächtig genug und willens, durch Kapitalinvestitionen die großlinigen, häufig informellen Politikstrategien der US-Regierungen, insbesondere gegenüber Europa, Lateinamerika und Ostasien maßgeblich mitzugestalten.¹⁴

Strittig waren nicht nur außen(handels)politische Optionen, sondern auch Kultur- und Lebensstilfragen.¹⁵ Gerade die zwanziger Jahre markieren eine Ära der Dissonanz (*a period of dissonance*), und zwar zwischen religiös begründeten strengen Moralvorstellungen einerseits und der Begrüßung offener moderner Lebensstile andererseits, zwischen Kleinstadtmief und (Groß-) „Stadt-Zivilisation“¹⁶, zwischen den Leitbildern der „alten“ (noch viktorianisch geprägten) USA und jenes des „neuen“ Amerikas.¹⁷ Nach Auffassung vieler Landsleute sollten bestimmte alte Werte in die neue Zeit transferiert

12 Brick, *Transcending Capitalism*, 84 f., 251.

13 Unter dem Begriff der „Dollar-Diplomatie“ werden gewinnträchtige US-Auslandsinvestitionen und die Vergabe von Anleihen verstanden, die sich in bestimmten Ländern so sehr konzentrieren, dass wirtschaftliche und politische Einflussnahmen auf das betreffende Land möglich und auf diese Weise informelle Abhängigkeiten geschaffen werden.

14 Vgl. dazu u. a. Ninkovich, *The Wilsonian Century*, 3. Kapitel.

15 Vgl. u. a. Cohen, *Making a Good Deal*, 52.

16 Dabei handelt es sich um einen zeitgenössischen Ausdruck, zit. n. Hochgeschwender, *Raum*, 35.

17 Levine, *The Unpredictable Past*, 195, 247. Meist wurde nicht von den USA, sondern von „Amerika“ gesprochen – ein Begriff, der als Chiffre für die Entgrenzungstendenzen der US-Nationsbildung auf dem Kontinent der „Neuen Welt“ gedeutet werden kann.

werden und die laufenden Modernisierungsprozesse konturieren und einrahmen.¹⁸ Weniger ging es demnach um die Alternative Tradition vs. Moderne, sondern mehr um die Frage, welche Art von Moderne im neuen Amerika wünschenswert sei.

Die modernisierte Wirtschaft, inklusive fordistischer Produktionsmethoden, veränderten nicht nur die Arbeitsplatz- und Arbeitsmarktstrukturen, sondern führten auch zu einer Konsum- und Kommerzgesellschaft, die die Lebensweise und das Verhalten der Menschen beträchtlich veränderte. Getragen von neuen städtischen Mittelschichten entfaltete sich eine urbanisierte Gesellschaft, in der zunehmend audiovisuelle Medien sowie neue Freizeit- und Sportmöglichkeiten den Alltag prägten. Das Auto vergrößerte die Mobilität der Menschen und avancierte zum Symbol der Dekade. Die privaten Lebensweisen wurden liberalisiert, sexuelle Libertinage war angesagt, alte Familienstrukturen brachen auf und Scheidungsraten nahmen zu.¹⁹ Das häufig gezeichnete Bild von den *Roaring Twenties*, auf dem *flappers*²⁰, Jazz-Bands, Hollywood-Filme und Charleston tanzende Paare zu sehen sind, vermittelten zwar an sich nur einen Realitätsausschnitt, dafür aber das Image umfassender gesellschaftlich-urbaner Modernität. Publizisten, Künstler und Schriftsteller, die sich aus der zunehmenden Anzahl der alten und der neuen Mittelschichten rekrutierten, wurden sich mehr und mehr bewusst, dass sie in einer neuen Ära lebten, in der bisher gültige Maßstäbe künstlerischen Schaffens generell in Frage gestellt wurden. Das 1920 erreichte Wahlrecht sowie verbesserte Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten für Frauen erweiterten trotz fortbestehender Ungleichheiten deren Lebensperspektiven. Die Harlem-Renaissance avierte den Anspruch von *African Americans* auf Anerkennung ihrer kulturellen Gleichwertigkeit mit der weißen Mehrheitsgesellschaft.

Unter dem Dach des Protestantismus brachen heftige Kämpfe darüber aus, welche kirchliche Richtung die gesellschaftlichen Normen und Werte bestimmen und wie eng Kunst und Moral verbunden bleiben sollten. Das Prohibitionsgesetz von 1919, das Herstellung, Transport und Verkauf aller alkoholischen Getränke verbot, wurde zum Symbol eines groß angelegten religiös-moralischen Erziehungsprogramms. De facto wirkten kulturkonservative Strömungen auf das Leben und die Gesellschaftsauffassungen zahlreicher Frauen und Männer ein. Ihre (weißen) Vertreter und Vertreterinnen riefen zur Disziplinierung der urbanisierten Massen (*herds*) auf, zweifelten oft an der zukünftigen Demokratiefähigkeit der USA, sorgten sich um den Erhalt von

Trotz Bedenken wird dieser Begriff auch in der vorliegenden Arbeit verschiedentlich verwendet – insbesondere bei quellennahen Aussagen.

18 Levine, *The Unpredictable Past*, 204.

19 Im Jahre 1929 wurden 205.000 Paare geschieden, 1914 waren es „nur“ 100.000. Leuchtenburg, *The Perils*, 162.

20 Mit dem Begriff *flappers* sind junge Frauen gemeint, die mit Verve und einer Vorliebe für Performanz einen modern-libertären Lebensstil vertraten.

Familie und Nation, verteidigten besonders vehement Segregation und Exklusion der *African Americans* und brachten die zahlreichen europäischen Immigranten hauptsächlich mit gesellschaftspolitischen und nationalen Belastungen in Zusammenhang. Mit Argwohn schauten sie zudem vielfach auf die Massen- und Populärkünste, weil diese ihrer Meinung nach noch viel zu wenig reguliert und gesteuert seien.

Kein Wunder, dass die durch Modernisierung und Moderne in Bewegung geratenen Ordnungen zu tiefgreifenden Verunsicherungen zahlreicher Gesellschaftsreformer führten und die alte Frage aufwärmten: Was ist Amerika und was soll aus Amerika werden? Hatte das Schlagwort vom *American Dream* in Gegenwart und Zukunft überhaupt noch einen realen Kern²¹, so überlegten viele Liberale anlässlich des Zwangs zur Neuorientierung nach gewonnenem Weltkrieg. Und diese Frage stellte sich erneut in voller Schärfe, als 1929/30 die ökonomische Prosperitätsphase zu Ende ging und eine große Wirtschaftsdpression einsetzte, die den Kapitalismus in eine tiefe Krise stürzte. Doch unabhängig von solchen Um- und Einbrüchen blieb das Thema „Nationsbildung“ in unterschiedlichen Kontexten stets auf der Agenda, auch in der Zwischenzeit.

2 NATIONSBILDUNG UND POSTKOLONIALE SCHLEIFSPUREN

Gewiss, am Anfang stand die amerikanische Revolution mit ihrem Doppelcharakter als Befreiung vom Mutterland Großbritannien und als Fundament für eine selbst entworfene Republik. Dieses Großereignis galt seither als sakrosankter Kern und als eine der Kraftquellen für die nationale Identitätsfindung. Doch zeigte nicht zuletzt der Bürgerkrieg die fortbestehende innere Zerklüftung des Landes in höchst blutiger Weise. Das extrem föderalistische politische System lief nationalen Vereinheitlichungstendenzen ebenfalls zuwider. Das verbreitete, auf überschaubare lokale Räume ausgerichtete Denken und Handeln vieler Menschen, sei es im Rahmen von Kirchen, Schulen oder Gemeinden, waren auch nicht gerade einer großräumigen Nationsbildung wie derjenigen der USA förderlich. Die Weite des Landes und der Erfahrungshorizont der Pioniere erweckten darüber hinaus den Eindruck, als gebe es keine Grenzen und Begrenzungen, was sich ebenfalls nicht günstig auf die Nationsbildung auswirkte, beruhte diese doch gerade auf Abgrenzung und Grenzziehung. Die zahlreichen Einwanderer, die vielen verschiedenen Ethnien angehörten, erschwerten zusätzlich die Herausstellung nationaler Gemeinsamkeiten.

Doch auf anderen Gebieten schritt die Vereinheitlichung der Nation zügig voran. So wurde seit den 1880er und 1890er Jahren die nationale Integration

21 Nach Allen, *Only Yesterday*, 179. Der Historiker James Truslow Adams hatte um 1930 diesen Ausdruck popularisiert.

durch die Nationalisierung des Marktes, ferner durch die Neuerungen der Kommunikations- und Verkehrstechnologie und durch die seither nationsweit operierenden Medien gefördert, außerdem nahmen die Zentralisierungstendenzen der wirtschaftlichen und politischen Macht- und Herrschaftsinstitutionen (*corporate liberalism and central power*) insbesondere während der *Progressive Era* und im Ersten Weltkrieg beträchtlich zu.²²

Einen neuen Schwung im Nationalisierungsprozess läutete die Propagierung der Parole eines *New Nationalism* ein, der vor allem seit dem Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898 an Bedeutung gewann und sich keineswegs nur auf den politischen Bereich bezog, sondern Gesellschaft, Kultur und Kommerz mit einschloss. Er reichte sogar bis in die Werbung der Tourismus-Sparte: „See Europe if you will, but see America first“, lautete einer der Slogans.²³ Im Ersten Weltkrieg machte sich dann ein mit besonderer Verve und Repression verfolgter *New Patriotism* breit²⁴, der auch noch die frühen Nachkriegsjahre bestimmte.

Die ständige Frage nach der Essenz der amerikanischen Nation war keineswegs singulär, sondern beschäftigte mehr oder weniger alle Nationen – und damit auch die Forschung. Seit den 1980er Jahren setzte sich die Auffassung durch, eine Nation hauptsächlich als eine institutionell und kulturell verankerte, imaginierte politische Gemeinschaft (*imagined political community*)²⁵ zu begreifen, die immer wieder in Kommunikationsprozessen aktualisiert und den Zeiterfordernissen angepasst werden muss. Das Entwerfen der jeweils vorgestellten Gemeinschaft und ihre Verfestigung in Form eines „kulturellen Systems“²⁶ erfolgt vorrangig durch intellektuelle Eliten. Diese nutzen Medien als Deutungs- und Vermittlungsinstanzen zur Konstruktion nationaler Selbst- und Fremdbilder. Dabei werden Differenzen zu anderen Nationen herausgearbeitet, die Sinnhaftigkeit einer Nation benannt und mit Symbolen und Metaphern unterlegt, Imaginationen in Worte und Bilder gefasst und vorgebliche Traditionen (*invented traditions*) reaktiviert.²⁷ In dieser hauptsächlich seit den 1980er Jahren in den Geisteswissenschaften kursierenden Interpretation von Nationen und Nationalismen wird die Vorstellung abgelehnt, wonach die Nation ein quasi natürliches und organisch gewachsenes Gebilde sei. Allerdings kann dabei keineswegs die Wirkkraft solcher nationbezogenen Imaginationen angezweifelt werden²⁸, insbesondere, soweit es

22 Bodnar, *Remaking America*, 36 f.

23 Shaffer, *See America First*, 29. Es handelte sich um ein Emblem der *See American First League* (ca. 1906).

24 Zur Einführung siehe u. a. O’Leary, *To Die For*; Jacobson, *Barbarian Virtues*; Kaplan, *The Anarchy*.

25 Anderson, *Imagined Communities*.

26 Krakau, *Einführende Überlegungen*, 11 f.

27 Hobsbawm/Ranger, *The Invention*.

28 Vgl. u. a. Bronfen/Marius, *Hybride Kulturen*, 3.

um Inklusionen und Exklusionen, um Hierarchisierungen und Machtpositionierungen sowie um Homogenisierungen und Fraktionierungen geht. Wie nicht zuletzt im Kontext postkolonialer Theorien hervorgehoben wird, ist Nationalismus als ein „modernes“ Projekt anzusehen, das traditionale Komponenten und angeblich authentische Kulturwerte in sich aufnimmt und durch solche Mischungen neue Identitätspotenziale zu generieren sucht.²⁹ Dabei werden Nationen häufig mit Großfamilien (*kinship*) verglichen und Frauen gerne als Bewahrerinnen einer angeblich zeitlos-authentischen Verbundenheit mit der Natur gesehen, während Männer als Akteure vorwärtsschauender moderner Nationsbildung wahrgenommen werden.³⁰

Die Konstruktion einer Nation im Sinne einer imaginierten politischen Gemeinschaft ist zudem als ein permanenter Prozess zu verstehen, der allerdings Phasen aufweist, in denen sich die Bemühungen um ein zeitadäquates Nationsverständnis intensivieren. So wird in Umbruchzeiten die nationale Identitätskonstruktion den neuen Gegebenheiten angepasst, wobei Vergangenheitsdeutungen und Zukunftsvisionen auf ihre weitere Brauchbarkeit überprüft werden.³¹ „Nation building is to be in the future a deliberate formative process, not an accidental [...] arrangement“, konstatierte schon im frühen 20. Jahrhundert die bekannte „progressive“ Soziologin Frances Kellor.³² Der allgemeine Hinweis auf die amerikanischen Grundwerte wie Freiheit und Demokratie allein genügte deshalb nicht, obwohl darauf nicht verzichtet werden konnte. Was fehlte, das waren die konkreten Bezüge zu den jeweils aktuellen Entwicklungen und Problemkonstellationen in Staat und Gesellschaft. Die nationale Identitätskonstruktion musste also auch zeitgemäße Züge tragen und außerdem zukunftsweisend angelegt sein, sollten optimale Wirkungen erzielt werden.³³

Die Diskurse über die amerikanische Nation enthielten im frühen 20. Jahrhundert sogar zahlreiche postkoloniale Schleifspuren, welche die Abgrenzungen zu Europa förderten, begleiteten und verschärften. Entsprechend den Erkenntnissen, die im Rahmen der *Postcolonial Studies* gewonnen worden sind, kann von postkolonialen Phänomenen gesprochen werden, wenn Kunst- und Literaturproduktion eines Landes auch nach dessen Unabhängigkeit noch im-

29 Vgl. McClintock, *No Longer*, 92.

30 Ebd., 92; vgl. allg. Walby, *Women*.

31 Der Begriff „Identität“ ist ebenfalls als eine weitgehend soziale Konstruktion aufzufassen, die allerdings durchaus realitätsmächtig im Sinne der Erzeugung von Zugehörigkeitsgefühlen ist. Vgl. u. a. die kritischen Bemerkungen von Bhabha, *The Location*, 54. In den vorliegenden Ausführungen wird deshalb von Identitätssuche, Identitätskonstruktion und Identitätsfindung gesprochen. So soll den intentionalen, bruchstückhaften, temporären, hybriden und differenzbesetzten Komponenten des Begriffs Rechnung getragen werden. Grundlegend zu Identität siehe Chartier, *Die unvollendete Vergangenheit*, insb. 12 f. Zum Konzept der Identitätsforschung siehe u. a. Handler, *Is „Identity“*.

32 Zit. n. Higham, *Strangers*, 234. Der Begriff *nation building* ist auch ein zeitgenössischer Begriff.

33 Für die Vorkriegs- und Kriegszeit siehe u. a. O’Leary, *To Die For*.

mer hauptsächlich aus den Erfahrungen der Kolonisationszeit schöpften. Auch resultieren in solchen Fällen nationale Selbstversicherungen vorrangig aus Spannungen mit der ehemaligen Kolonialmacht. Schließlich werden die Differenzen zum imperialen Zentrum häufig artikuliert und besonders betont.³⁴ Zu fragen ist, ob solche Kennzeichnungen auf das amerikanische Diskurssystem des frühen 20. Jahrhunderts ebenfalls zutreffen. Doch, wie immer die Antworten ausfallen werden, so bleiben diesbezügliche methodisch-historiografische Probleme bestehen.³⁵ Denn der Postkolonialismus wird in der Regel auf die Phase nach dem Zweiten Weltkrieg und die damals erfolgten Dekolonisationsprozesse bezogen. Bei einer solchen Zeitfixierung bleibt die kulturelle Befreiung der USA vom britischen Mutterland bzw. von Europa außen vor. Wenn also im Folgenden von postkolonialen Schleifspuren oder von postkolonialen Nachwirkungen die Rede ist, so ist damit gerade nicht die Phase nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern das frühe 20. Jahrhundert gemeint, das sich infolgedessen keinem zeitlich und konzeptionell eng gefassten Postkolonialismus-Konzept einfügen lässt.

Eine weitere Besonderheit, die einem Rekurs auf gängige postkoloniale Erklärungsansätze Probleme bereitet, besteht in der Tatsache, dass sich in den USA britische Kolonialherrschaft hauptsächlich auf eine „europäische“ Siedlergesellschaft bezog, die ihrerseits die indigene Bevölkerung bekämpfte und kolonisierte. Daraus entstand eine Verschachtelung der Herrschaftsbeziehungen, die sich von der Kolonialherrschaft großer Teile Afrikas prinzipiell unterscheidet. So stellt sich die Aufgabe, herauszufinden, welche Merkmale für den amerikanischen Postkolonialismus des frühen 20. Jahrhunderts kennzeichnend sind.

3 ALTERITÄT EUROPAS

Europa wurde in den USA vorrangig als Alterität wahrgenommen. Aus der Sicht der 1980er Jahre konstatierte der Historiker David W. Noble, dass für seine Generation genauso wie für frühere Generationen die Definition, was als amerikanisch gelten könne, mit der Feststellung beginne, dass dieses oder jenes Phänomen eben nicht europäisch sei.³⁶ Diese verallgemeinerbare Primärreferenz muss indessen historisiert und kontextualisiert werden. Abgrenzungen von Europa gab es nämlich von Anfang an. Die USA interpretierten sich seit ihrer Unabhängigkeit im Vergleich zu den angeblich morbiden europäischen Nationen als die andere und bessere Nation, wie schon bei Thomas Jefferson nachzulesen ist. Die allerdings nur recht kurzlebige *Know Nothing*-Partei, mit richtigem Namen *American Party*, die sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts

34 Pease, *New Perspectives*.

35 Hierzu siehe den Überblick mit weiterführender Literatur von Stratton, *The Beast*, insb. 51–62.

36 Noble, *The End*, 6.

vor allem gegen die irischen Einwanderer und die katholische Kirche wandte, schrieb sogar explizit einen Antieuropäismus auf ihre Fahnen.³⁷ Doch war es die Phase des frühen 20. Jahrhunderts, in der das binäre Denkmuster in Bezug auf Europa neue Konturen erhielt und intensiver diskutiert wurde.

Die europabezogene Alteritätserfahrung ist an sich keine US-Besonderheit. Denn Differenzmerkmale prägen alle nationalen Selbstbilder und Handlungsmuster, weil nationale Identität gar nicht für sich allein bestimmt werden kann, sondern nur in Relation zu anderen Nationen, die dann als Alterität fungieren.³⁸ Alterität und Identität bedingen sich wechselseitig, vor allem für jene, die nach einer weitmöglichen Homogenität einer Nation streben. Im Fall von Europa handelte es sich aus Sicht der Amerikaner um eine recht vertraute Alteritätserfahrung. Diese unterschied sich von einer völlig fremden Alteritätswahrnehmung (*le tout-autre*, Lévinas)³⁹, sobald das Gros der weißen AmerikanerInnen etwa auf den Fernen Osten sowie auf Asiaten, Afrikaner und Mexikaner blickte, selbst wenn diese schon längere Zeit im Land lebten.

Der Saarbrückner Romanist Hans-Jürgen Lüsebrink unterscheidet sechs Verarbeitungsweisen des Anderen und Fremden. Erstens geht es um das Separieren (*separating*) als Unterscheidung von Eigenem und Anderem, jedoch ohne Wertung. Zweitens handelt es sich um eine Distanzierung (*distancing*) durch deutliche Betonung der jeweiligen Besonderheiten. Drittens kann die Polarität von Fremdheit und Eigenheit akzentuiert werden (*accentuating*). Viertens sind eine Abwertung (*devaluating/debasing*) der fremden und eine Aufwertung der eigenen Kultur möglich. Fünftens werden positive bzw. negative Stereotype (*assigning traits*) herausgestellt und, sechstens, kann eine Typisierung (*typing*) vorgenommen werden.⁴⁰ Sicherlich vermischen sich de facto die einzelnen Verarbeitungsweisen meist miteinander, zumal Alterität kein statisches Phänomen ist, sondern auf Grund ihrer Relationalität wechselnden Verstetigungs-, Aufweichungs- und Differenzierungsprozessen ausgesetzt ist, bei denen vielseitige Übersetzungspraktiken und Aushandlungen eine wichtige Rolle spielen. Jedenfalls impliziert die Unterscheidung zwischen dem Selbst und dem Anderen meist keine neutrale Beziehung, denn in der Regel wird, wie zu zeigen ist, aus Gründen der eigenen Identitätssuche eine Gewichtung oder gar eine Exklusion des Anderen vorgenommen.⁴¹

37 Woodward, *The Old World's New World*, 38. Die Partei forderte für Einwanderer u. a. eine Spanne von 21 und nicht von 5 Jahren bis zur Erlangung der amerikanischen Staatsbürgerschaft.

38 Vgl. u. a. auch Koschmann, *The Nationalism*, 768; Michael/Schäffauer, *Zum Verhältnis*, 12. Die Autoren beziehen sich vielfach auf die sozialphilosophischen Studien von Emmanuel Lévinas.

39 Waldenfels, *Studien*, 35–37, 148f. Allerdings wird verschiedentlich zwischen Fremdheit und Alterität unterschieden. Nicht alles was fremd ist, sei anders, und nicht alles, was anders ist, sei fremd. Münkler, „Wie [sic], die wir einst Europäer waren“, 3.

40 Lüsebrink, *Interkulturelle Kommunikation*, 108.

41 Vgl. Corbey/Leerssen, *Studying Alterity*.

Wenn der Anspruch auf nationale Differenz und Andersartigkeit allerdings so weit ausgedehnt wird, dass das Eigene nur mehr als Kontrast zum Fremden erscheint, kann dies zu einem problembeladenen Ethnozentrismus führen. Die mit dem Ethnozentrismus einhergehende „Zentrierung auf das Eigene entspringt [zwar] einem Drang zu kollektiver Selbsterhaltung und Selbsterweiterung“; vergessen wird dabei aber, dass nicht Einheitlichkeit, sondern Vielstimmigkeit und Mischung die Grundlagen von Gesellschaften und ihrer Kulturen sind.⁴² Infolgedessen ist die Vorstellung, es gebe ein reines, essentialistisches Eigenes, nicht haltbar. Deshalb sind andere Nationen keineswegs allein nur als klar abgrenzbare Alterität und in ihrer Differenz zur eigenen Nation zu sehen. Vielmehr sollte ebenso deren relationale Komplementarität zum Eigenen ins Blickfeld kommen. Allerdings sind umfassende Tendenzen zur „Nostrifizierung“ ebenfalls problematisch.⁴³ Gemeint sind damit nicht zuletzt machtbezogene Bestrebungen zur Transferierung eigener Werte, Normen und Entwicklungsformen auf andere Länder, um deren fremd erscheinende Alterität abzuschwächen.⁴⁴ Da das Eigene auf dynamische kulturelle Austauschprozesse mit dem Anderen und dem Fremden angewiesen ist, sind schließlich auch essentialistische Vorstellungen über Kulturen obsolet.⁴⁵ Bei kulturellen Austauschprozessen steht nicht die Alternative Akzeptanz oder Ablehnung im Raum; sondern Aushandlungen und kreative Aneignungen. Hierbei spielen Selektionen und Modifikationen sowie Umwertungen und Umdeutungen alterierender Kulturelemente eine Rolle, Vorgänge, die sich in der Regel auch machtpolitisch verorten lassen.⁴⁶

Kurzum, es wird zu zeigen sein, wie gerade im frühen 20. Jahrhundert, als sich die Suche nach nationaler Identität intensivierte, die Diskussionen über die Andersartigkeit Europas im Vergleich zu den USA verdichteten und dem Zeitverständnis angeglichen wurden, wobei die älteren Identitätswurzeln, ein auserwähltes Volk Gottes mit einem universalen Missionsauftrag zu sein, unberührt blieben.

4 MEDIENTEXTE ALS QUELLE

Vorstellungen über die Bedeutung der eigenen Nation und über andere Nationen entstehen nicht nur durch materielle Relikte, Traditionen, Stereotype, Bilder, Symbole und mündliche Erzählungen, sondern auch durch schriftlich verfasste Texte aller Art. Im 20. Jahrhundert erfolgte das „narrating the

42 Waldenfels, Studien, 150 (Zitat), 156 f.

43 Matthes, The Operation, 84.

44 Zum Begriff der „Nostrifizierung“ siehe ebd., 84.

45 Vgl. Rutherford, A Place, 10.

46 Vgl. dazu auch Waldenfels, Studien, 27; Mohnike, Imaginierte Geographien, 29.

nation“⁴⁷ vielfach auch mit Hilfe moderner Medien.⁴⁸ Diese verfügten als Deutungs- und Vermittlungsinstanzen über gute Möglichkeiten, unter ihrer Leserschaft eine medial hergestellte, gemeinsame Wissensbasis zu erzeugen. Die Herausgeber der liberalen Zeitschrift *The New Republic* erkannten diese Aufgabe und konstatierten damals:

People in all parts of the country [...] differed in theories and programs; but they agreed that if *The New Republic* could bring sufficient enlightenment to the problems of the nation and sufficient sympathies to its complexities, it would serve all who feel the challenge of our time.⁴⁹

Die neuen Kommunikations- und Verkehrstechnologien – Eisenbahn, Telegrafie, Telefon, Auto und Flugzeug – erleichterten diese Aufgabe, insofern sie den alten und neuen Medien eine nationsweite Verbreitung ermöglichten.⁵⁰ Was diese kommunikationsstrukturelle Neuerung für ein so großes Land wie die USA bedeutete, kann schwerlich überschätzt werden.⁵¹

Im Mittelpunkt der vorliegenden Studie stehen nationsweit vertriebene Zeitschriften, die so genannten *Quality Magazines*. Das waren gehobene Publikationsorgane für die akademisch gebildeten, nationspolitisch maßgeblichen weißen Mittelschichten und Eliten.⁵² Die darin veröffentlichten Texte werden als relevante Teile des gesellschaftlichen Aussagesystems gesehen, die sowohl Wahrnehmungen und Erfahrungen als auch Symbole, Bilder und Stereotype aufbereiteten und deuteten. In ihnen schlugen sich kulturelle Codes nieder, die auch für die Analyse der Nationsbildungsprozesse relevant waren. Die Diskussionen über die eigene Nation und über Europa erweiterten, verknüpften und verdichteten sich zu regelrechten Diskursen.⁵³ In deren Aussage-Konvolut waren Texte enthalten, welche die transatlantischen Beziehun-

47 Bhabha, Introduction, 22.

48 So auch Michael/Schäffauer, Zum Verhältnis, 7.

49 Zit. n. Conklin, *The New Republic*, VII.

50 Auf die Bedeutung der neuen Kommunikationstechnologien verweist ausdrücklich auch Barnes, *The History*, 469.

51 Falsch wäre es indessen, abwägen zu wollen, welchem Medium welche Relevanz zukam. Denn die Macht der Medien liegt – ungeachtet allgegenwärtiger Konkurrenzsituationen – gerade in ihrem Verbundsystem, da hierdurch zahlreiche Verstärkereffekte erzielt werden können. Vgl. auch Peterson, *Magazines*, 52 f.

52 Dazu gehörten u. a. *The Nation*, *The Forum*, *Harper's Magazine*, *The New Republic* und *The Reader's Digest*. Näheres siehe das erste Kapitel.

53 Foucault kennzeichnet Diskurse als „Raum des Sagbaren“. In Diskursen werden nicht nur Texte ver- und bearbeitet, sondern auch Symbole, Rituale und Relikte sowie Architektur- und Körpersprachen mit Deutungen und Sinnsetzungen versehen. Foucault, Archäologie. Diskurse produzieren auf diese Weise Aussage- und Wissenssysteme, die ihrerseits auf reale Handlungsweisen von Subjekten einwirken (können). Historische Analysen solcher macht- und medienbesetzten Diskursräume erfordern eine Operationalisierung, bei der einzelne Diskursfragmente sowie größere Diskursstränge und deren wechselseitige Vernetzung samt den jeweiligen Diskursknoten untersucht werden.

gen und Verflechtungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft deuteten und in Bezug zur US-Nation setzten. Die Printmedien sahen überdies ihre Aufgabe darin, als Übersetzer anderer Kulturen zu fungieren. So konnten sie Überfremdungsängste und kulturelle Voreingenommenheit verstärken oder abbauen sowie Differenzen und Ähnlichkeiten aufzeigen, das Fremde im Eigenen entdecken und soziales Wissen vermitteln.⁵⁴

Sinnggebung und Wirkung eines Textes erschließen sich primär nicht durch die Untersuchung der jeweiligen Entstehungsbedingungen und der subjektiven Intentionen eines Autors, „sondern durch die von ihm ausgelöste Eröffnung verschiedener Lesarten und neuer Bezüge.“⁵⁵ Deshalb wird in der vorliegenden Studie nicht die subjektive Intention der Autoren rekonstruiert, sondern die Sicht imaginärer Leser und Leserinnen eingenommen. Ihre Rezeptionen brauchen nicht den Intentionen des Autors oder der Autorin zu entsprechen. Texte können von den LeserInnen auch umgedeutet und anders kontextualisiert, aber auch regelrecht missverstanden werden. Die meisten Texte lassen eben mehrere Sinndeutungen zu, die allerdings nicht beliebig sind, sondern in der Regel durch gesellschaftliche Wissensordnungen sowie individuelle Dispositionen und Situationen begrenzt werden.

Für die Analyse einer Vielzahl miteinander vernetzter Texte hat deshalb auch die lange Zeit beliebte Frage nach deren Repräsentativität ihre frühere Königsstellung eingebüßt. Stattdessen geht es erstens um die Einsicht in die analytische Relevanz, die sich durch die Vernetzung von Texten bildet und ein regelrechtes Textgewebe mit einem eigenständig wirkenden Aussagesystem entstehen lässt. Zweitens ist es wegen der großen Komplexität und Heterogenität der amerikanischen Gesellschaft noch weniger als vielleicht in anderen Gesellschaften möglich, bestimmte Texte als repräsentativ zu kennzeichnen. Insofern vermitteln auch die hier zu untersuchenden Texte lediglich Ausschnitte damals vorhandener Deutungsmuster, die gleichwohl weit gefächerte Einblicke in die Sichtweise auf das „Wir“ und die „Anderen“ geben, zumal wenn auch davon abweichende Interpretationen berücksichtigt werden.

Eine solche Studie ist ihrerseits selbstredend eine Konstruktion, die wegen der großen Deutungsvielfalt die Grenzen des historiografisch Machbaren aufzeigt. Sinclair Lewis hat dieses Problem 1929 mit kritischem Blick auf die damaligen Tendenzen zur Nationalisierung der unterschiedlichen Regionen in die Worte gefasst: „You cannot generalize about America, because you can prove anything about it you want to prove.“⁵⁶ Diese Bemerkung klingt allerdings wie ein Plädoyer für Beliebigkeit, die indessen bekanntlich kein Maß-

54 Aus diesem Grunde spielt die Erforschung der Medien in der so genannten Kulturtransferforschung eine wichtige Rolle. Vgl. u. a. Jurt, *Das wissenschaftliche Paradigma*, 11.

55 Bachmann-Medick, *Kultur*, 23 f., zum Folgenden 23–26.

56 Sinclair Lewis in einem Interview mit Henry James Forman, „What’s right with America?“, in: *McCall’s Magazine* (November 1929), Kurzform, in: *The Reader’s Digest* (Dezember 1929), 705–707, 706.

stab für historisches Arbeiten sein kann – auch nicht über die USA. Sie lässt zudem die altbekannte, ehemals heiß diskutierte Frage aufkommen, ob und ggf. wie bei Diskursanalysen die sozialen Wirklichkeiten perspektivisch in den Blick gelangen. Doch führt die hierbei implizit vorgenommene Kontrastierung von medialen Texten und sozialen Wirklichkeiten in die Irre, denn die Wahrnehmungsweise realer Vorgänge basiert nicht zuletzt auf Dispositionen, die ihrerseits wiederum durch Medien (mit)geprägt worden sind. So können soziale Wirklichkeiten ohne die Berücksichtigung medialer Deutungen nicht adäquat untersucht werden, wie umgekehrt die Analyse allein medialer Texte ohne Kontextualisierung nicht die sozialen Wirklichkeiten in ihrer wahrnehmbaren Komplexität einzufangen vermag.

In den letzten Jahren hat das fachöffentliche Interesse an der kritischen Erforschung von medial vermittelten (nationalen) Sinnkonstruktionen zugenommen. Historiker und Historikerinnen, die sich der Aufgabe stellen, Narrative aller Art unter diesem Aspekt zu analysieren, sind sich im Allgemeinen durchaus bewusst, dass nationale Identitätskonstruktionen stets auch in den sozialen Wahrnehmungs- und Erfahrungswelten der Menschen zumindest ein Stück weit verankert sein müssen. Die besten Erfolgchancen eines Textes in der Öffentlichkeit zustimmend rezipiert zu werden, haben deshalb jene textimmanenten Sinnkonstruktionen, die an den sozialen Erfahrungen der RezipientInnen anknüpfen oder deren Bedürfnisse und Zukunftserwartungen in der einen oder anderen Weise aufgreifen. Texte sind insofern strukturell mit sozialen Wirklichkeiten sowie mit subjektiven Wahrnehmungen und Erfahrungen eng verwoben.

Die Qualitätsmagazine schufen ein Areal für mediale Kommunikation, das als eine Art „dritter Raum“ (*third space of enunciation*)⁵⁷, gedeutet werden kann, der über Zeitzonen und Raumgrenzen hinweg reichte⁵⁸, und in dem Begegnungen und Aussprachen in transnationalen und postkolonialen Kontexten stattfanden. Was für eine solche Interpretation spricht, ist die Tatsache, dass die Qualitätsmagazine als relevante transnationale „Clearingstellen“ und Übersetzungsinstitutionen fungierten. Zahlreiche Diskurse zwischen Europäern und Amerikanern über den Austauschprozess der Kulturen diesseits und jenseits des Nordatlantiks fanden hier statt, und dabei wurden, wie gezeigt werden soll, immer wieder koloniale Schleifspuren sichtbar. Die Zeitschriften stellten gerade im frühen 20. Jahrhundert einen Diskursraum dar, in dem in Form medialer Interaktion diverse Auffassungen aus dem In- und Ausland aufeinander stießen, Übersetzungen vorgenommen wurden, Differenzen zu

57 Bhabha, zit. n. Parmar, *Black Feminism*, 108.

58 Bhabha, *The Location*. „Bhabha posits hybridity as such a form of liminal or in-between space, where the ‚cutting edge of translation and negotiation‘ [...] occurs and which he terms the *third space* [...] Thus the third space is a mode of articulation, a way of describing a *productive*, and merely reflective, space that engenders new *possibility*.“ Meredith, *Hybridity*, 3.

Europa zur Sprache kamen und Sinnkonstruktionen hergestellt wurden. „Although there was nothing totally new about all of this, there was something special and excessive about it in this period“⁵⁹, wie der Kulturhistoriker Warren Susman in seinem Rückblick aus dem Jahr 1985 schrieb. Eine hochgradig entwickelte Selbstthematisierung und die Suche nach einer amerikanischen Nationskonstruktion, die den tiefgreifenden Zeitenwandel adäquat berücksichtigte, markierten diesen öffentlichen Diskursraum.

Die in der vorliegenden Studie angewandte Untersuchungsmethode lässt sich als ein gestuftes Vorgehen kennzeichnen, das ein an sich immer weiter ausbaubares und verzweigbares Auswahlverfahren darstellt. In einem ersten Durchgang kamen Zeitschriftenartikel in den Blick, die eine direkte Verbindung zwischen Europabezügen und nationaler Selbstdeutung erkennen ließen. Aus diesem Material wurden Kartierungen vorgenommen und jene Aspekte besonders gekennzeichnet, die auf Grund ihrer Wiederholungen als thematisch einschlägige Diskursstränge angesehen werden konnten. Auch galt es zu sondieren, welche Diskursknoten sich ergeben haben, und zwar sowohl solche, die sich durch Argumentationsverdichtungen auszeichneten als auch jene, die quasi Kreuzungspunkte zu anderen Diskurssträngen, etwa zu Rassenfragen oder zur Demokratieentwicklung, markierten. Bei einem zweiten Durchgang wurden die bereits ermittelten Diskursstränge und Diskursknoten durch weitere Texte ergänzt und kontextualisiert, um ansatzweise sowohl die Breite als auch die Dichte des diesbezüglichen Diskursraumes zu vermessen. Bei diesem stufenweise vorgenommenen Verfahren war angesichts der Masse an Quellen ein open end der Recherchen vorprogrammiert. Die Beendigung der Quellenrecherchen setzte ein, als sich der Eindruck verdichtete, dass mit dem gefundenem Material zwar sicherlich längst nicht alle Argumentationsstränge erfasst sind, aber doch ein beträchtlich großes Spektrum Berücksichtigung findet. So werden auch zahlreiche Texte weniger bekannter Autoren und Autorinnen beachtet, während bisher meist prominente Denker und Dichter untersucht worden sind. Allerdings zeichnen sich die hier analysierten Magazintexte durch zahlreiche Unschärfen aus. Denn viele AutorInnen definierten in ihren Artikeln die von ihnen verwendeten Begriffe nicht oder nur sehr vage, selbst wenn es sich um Kernbegriffe wie *nation*, *culture*, *civilization* und *Americanism* handelte. Darüber hinaus wurden häufig Gedankengänge nicht systematisch entwickelt und zu Ende geführt. Es wäre indessen falsch, nachträglich die offen gehaltenen Begriffe und Aussagen in feste analytische Raster pressen zu wollen. Denn gerade die Unschärfe in den Texten bildeten für die Rezipienten und Rezipientinnen attraktive Projektionsflächen, die unterschiedlich genutzt werden konnten.

Die ausgewählten Zeitschriften, die hauptsächlich die 1920er Jahre betreffen, können in drei Untersuchungsringen verortet werden. Im inneren Un-

59 Susman, *Culture*, 115.

tersuchungsring wurden drei Zeitschriften für eine intensive Auswertung herangezogen: die (rechts)liberale Zeitschrift *Harper's Magazine* sowie die (links)liberalen Zeitschriften *The Nation* und *The New Republic*. Außerdem wurde die Zeitschrift *The Forum* eingesehen, weil hierin recht kontroverse Positionen zur Sprache kamen, so dass sich das nachzuzeichnende Diskurspektrum erweitern ließ. In einem mittleren Untersuchungsring befinden sich mehrere andere Zeitschriften, etwa *The Yale Review*, von denen nicht alle Jahrgänge untersucht wurden. In einem äußeren Untersuchungsring ist schließlich die Zeitschrift *The Reader's Digest* angesiedelt, eine Zeitschrift, die sich damals ausschließlich durch den Wiederabdruck von Aufsätzen aus anderen Magazinen in kondensierter Form auszeichnete und folglich ein großes Spektrum von Stellungnahmen aus diversen Publikationsorganen abdeckte.⁶⁰ Auf diese Weise kommen nicht zuletzt auch konservative Meinungen ins Blickfeld. Als flankierende Quellen dienen zeitgenössische Bücher, auf die in den Diskursen immer wieder verwiesen wurde. Denn auch sie wirkten auf die öffentliche Meinung ein, wie insbesondere am Anfang des fünften Kapitels näher dargelegt wird. Trotz der breit gefächerten Quellenrecherchen konnten nicht alle angesprochenen Themen gleichermaßen mit Zeitschriftenartikeln abgedeckt werden. Deshalb nimmt die schier unerschöpfliche Sekundärliteratur, die zu einem beträchtlichen Teil auf themenrelevante Aspekte hin durchgesehen wurde, eine wichtige Überbrückungsfunktion ein, weil durch sie die Zeitschriftentexte sinnvoll ergänzt und kontextualisiert werden konnten. Umgekehrt erhellen, differenzieren, bestätigen und verstärken manche Zeitschriftentexte diverse historische Sachverhalte, die bereits erforscht worden sind, so dass sie häufig auch als historiografische Quellen nützlich waren.

5 ANALYSESPEKTRUM UND AUFBAU DER STUDIE

Die Studie verfolgt in drei Teilen und insgesamt sieben Kapiteln zum einen die amerikanischen Wahrnehmungen über Europa, zum anderen die inner-amerikanischen Abgrenzungen und Exklusionen von Bevölkerungsgruppen, zum dritten die Suche nach amerikanischer nationaler Identität⁶¹, wobei die Verflechtung aller drei Teile herausgearbeitet wird.

Das erste Kapitel handelt von den vielfältigen Qualitätsmagazinen, vor allem ihren Funktionen als amerikanische *nation builder*. Früher sei die Gesellschaft eher blind gewesen, meinte kein Geringerer als der bekannte amerikanische Historiker und Kulturphilosoph Henry Adams: „Society in America was always trying, almost as blindly as an earth-worm, to realize and understand itself.“ Und: „From the old-world point of view, the American had no

60 Näheres zu den Zeitschriften siehe das erste Kapitel.

61 Dazu siehe u. a. Kazin/McCartin, Introduction, 8.